

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 17. July 1821.

85

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel: um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel: um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Nachrichten von einem in Wien gebornen Affen.

In dem neuen k. k. Hofgarten nächst der Burg, wo auch einige ausländische Thiere unterhalten werden, hat dieses Jahr eine Affinn ein Junges zur Welt gebracht. Es dürfte den Freunden der Naturkunde die Mittheilung einiger näheren Umstände dieses, in Europa und im domestizirten Zustande seltenen Ereignisses, nicht unwillkommen seyn.

Die Mutter, ein sogenannter Patas-Affe, *Simia Rhesus* aus Afrika, (*le Rhesus*, Audebert *histoire naturelle des singes* fam. 2, Sect. 1, fig. 1. *Simia erythraea* Schrebers *Säugethiere* Suppl. fig. 8. *Inuus Rhesus* Geoffroy, eine kurzschwänzige Affenart aus der von den neuern Systematikern aufgestellten Familie der Hundskopffaffen (*Cynocephali*), befand sich bereits über drey Jahre in dieser Menagerie und möchte etwa fünf Jahre alt seyn. Während der Sommermonathe war sie Tags über mit andern Affen auf die Entfernung von einigen Schritten, jedoch so, daß sie sich einander nähern und vereinigen konnten, im Freyen angekettet.

Die vorhergehenden Sommer hatte sie bloß weibliche Affen oder Männchen von sehr verschiedener Art zu Nachbarn.

Anfangs Juny vorigen Jahrs wurde ihr ein erst kurz zuvor erhaltenes Männchen, von *Simia Sabaea*, Linné grüner Affe, (*Callitriche*, Audebert *hist. nat. des singes* fam. 4, Sect. 2, fig. 4. Schrebers *Säugethiere* fig. 18. *Cercocebus Sabaeus*, Geoffroy, ebenfalls aus Afrika, aber eine langschwänzige Affenart, die nach den neuern Systematikern in eine ganz andere Familie (*Cercopitheci*) zu stehen kommt und in gewissen Beziehungen sich selbst generisch von obiger unterscheidet) zunächst gebracht, weil dasselbe dem Alter und der Größe nach jener Affinn am meisten glich. Während der ersten Wochen schienen sie eben nicht sehr zu harmoniren, und balgten sich mehrmahls ziemlich ernst mit einander herum, bald aber wurden sie vertraulicher, und nach ungefähr zwey Monathen bemerkte man zuerst, daß sie sich begatteten. Als Anfangs Herbst die Affen wieder getrennt und in ihre Käfige gebracht wurden, bemerkte man an jenem Weibchen eine ungewöhnliche Corpulenz und

eine Anschwellung der Brustwärtchen. Diese Umstände ließen vermuthen, daß es trüchtig sey. Als man späterhin hieran nicht mehr zweifeln konnte, wurde dasselbe in ein wärmeres Zimmer von 24 Gr. Reaum. gebracht. Zu eben dieser Zeit fing das Männchen zu kränkeln an, wurde kreuzlahm, wenige Tage darauf auch an beyden Hinterfüßen gelähmt, und starb nach wenigen Wochen an der Auszehrung. Dagegen blieb die Affinn sehr gesund, ihr Appetit nahm während ihrer Trächtigkeit sehr zu, so, daß sie fast die doppelte Portion ihrer gewöhnlichen Nahrung erhielt, und brachte endlich, ungefähr sieben Monathe nach der Vereinigungsperiode, den 6. März dieses Jahrs Nachts ein weibliches Junges zur Welt, welches der Wärter am 7. Morgens an der Brust der Mutter säugend fand. Der Wärmegrad wurde nun durch Heizung noch um 3 Gr. Reaum. erhöht. Der Leib des Jungen war gleich nach der Geburt, die Füße nicht mitgerechnet, zwischen 6 und 7 Zoll lang, der Schwanz aber hatte ungefähr die Länge des Leibes, und zeigte sich demnach verhältnißmäßig viel länger, als jener der Mutter, und bewährte damit schon gleich Anfangs den Charakter eines Bastarden. Das genaue Maß und Gewicht desselben konnte wegen Gefahr einer nachtheiligen Trennung von der Mutter nicht bestimmt werden. Scheitel und Rücken ausgenommen, war dasselbe von Haaren fast ganz entblößt, und hatte ein greisähnliches, runzlichtes, ganz nacktes Gesicht, blauschwarze, große, runde, sehr frische Augen, mit welchen es munter um sich blickte; der Hintertheil des Kopfes war verhältnißmäßig sehr groß. Ende März, demnach in der vierten Woche nach der Geburt, ward das Junge sammt der Mutter, in einer der merkwürdigsten und possierlichsten Stellungen (das Junge nämlich von der aufrechtstehenden besorgten und den zudringlichen Beobachter drohend anblickenden Mutter, mit beyden Vorderhänden sorgfältig unterstützt an die Brust gehalten, an dem einen Zitze säugend und seitwärts spielend) von einem geschickten jungen Künstler, Hrn. Leopold Stoll, nach dem Leben und in natürlicher Größe, dann in ähnlicher Stellung, aber verkleinert, in Miniature von einem ebenfalls sehr geschickten Künstler, Hr. Karl v. Saar, gemahlt. Die Äußerungen von Liebe und Sorgfalt der Mutter für ihr Junges sind eben so auffallend, als possierlich; fast eine Woche lang trug sie es in ihren Armen an der Brust, bis das Kleine hinreichende Kräfte hatte, die Mutter mit allen Bieren von vorne zu umspannen, ohne mehrere Wochen lang von ihr loszulassen, und zwar so fest, daß jene ungehindert im Käfige herumspringen konnte. Bey dem geringsten Geräusche, welches im Zimmer vorfiel, drückte die Mutter das Junge an sich, und beyde stießen immer ein Angstgeschrey aus.

Nach beyläufig acht Wochen fing das Kleine öfters an zu versuchen, sich von der Mutter loszumachen, und wurde auf die mannigfaltigste Art von dieser zum Gehen und Klettern angeleitet: sie setzte es nämlich in die Ecke ihres Käfigs, und reichte ihm von Ferne die Arme zu, wornach das Kleine hin zu kommen suchte, bey diesem Versuche aber auch oft auf das Gesicht stürzte. Viel besser ging das Klettern von Statten, das Anfangs zwar auch nur durch Hülfe der Mutter zu Stande gebracht wurde, indem diese von rückwärts mit einer Hand den Rücken und Bauch des Jungen umfaßte und mit der andern dem untern Theile nachhalf, aber nach wiederholten Mahlen ihm bald ohne weitem Beystand gelang. Dieses Verfahren der Mutter, ihrem

Jungen das Klettern bald zu lehren, fiel mir ganz besonders auf, und veranlaßte mich daher auch beyde in dieser Stellung zu mahlen. Sehr bewunderungswerth war auch, wenn das Junge nicht nach dem Willen der Alten that, wie es von selber bald durch Schläge bald durch Haarrisse abgestraft ward.

Zwischen der zehnten und zwölften Woche bemerkte ich eines Tages um Mittagzeit, nachdem das Junge fast den ganzen Vormittag über schlafend in der Mutter Schooße lag, und lehtere ruhig und unbesorgt einen Apfel verzehrte, daß das Kleine mit plöglichem Zetergeschrey aufsprang, sich von der Mutter losriß und in Zuckungen verfiel, Augen und Mund verzog, und mit beyden Hinterfüßen auf schnellste einige Minuten lang zappelte, dann kraftlos wie todt, Kopf und Arme von sich hängen lassend, niedersank. Diese Zufälle waren ohne Zweifel Folge des eintretenden Zahngeschäftes, indem wirklich, wenige Tage nachher, drey Zähne in der untern Kinnlade hervorzubrechen anfangen. Bemerkenswerth war das Benehmen der Mutter während der Konvulsivischen Anfälle ihres Jungen. Angst und Sorge drückten sich im höchsten Grade an ihr aus, alle Haare sträubten sich an ihrem ganzen Körper, und sie erhob ein fürchterlich wüthendes und zugleich klägliches Geschrey; den erwähnten schon halb verzehrten Apfel nahm sie zwischen die grimmig blöckenden Zähne, raffte das Junge schnell zusammen, drückte es mit einer Hand an ihre linke Seite und sprang, alles unter sich lassend, ängstlich in ihrem Käfige herum, bis das Junge sich wieder erhohlte. Diese Zufälle ereigneten sich an dem Jungen noch mehrmahls, aber bey weitem nicht mehr so heftig, und eben in diesem Verhältnisse waren auch die Äußerungen der Mutter, zwar noch immer ängstlich und besorgt, aber nicht mehr in dem Grade wie bey dem ersten Anfalle.

Bis zu dieser Stunde säugt zwar die Mutter das Junge noch (also bis in den fünften Monath), dieses fängt jedoch schon an, das gewöhnliche Futter der ersteren, das aus Reis in Milch gesotten, aus geschwelltem türkischen Korne, und in verschiedenen Früchten besteht, zu versuchen. Beyde befinden sich übrigens bis jezt vollkommen gesund.

Am 12. July 1821.

Joseph Feld.

G l a u b e .

Glaube! dem Menschen bist du die Sonne des inneren Lebens;
Dunkel und kalt bleibt die Brust, welche dein Strahl nicht durchglüht.
Bringest du leuchtenden Tag und wärmend den Frühling der Seele,
Keimt aus ihr üppig das Grün seliger Hoffnung empor.

Friederike Susan, geb. Salzer.

Der Wohlthat Lohn. Eine Novelle.

Aus dem Magyarischen des Freyherrn Ludwig von Podmaniczky.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Sommerabende kam er einst mit seinem getreuen Freunde, der ihn überall begleitete, zu jenem Plage. Hell leuchtete der Mond aus

unbewölktem Himmel, überall herrschte Ruh und Stille, selbst die Zephyre schwiegen, und regungslos hing das schattende Laub an Busch und Baum. Scipio's Statue schien blendend auf ihn und den Rasenplatz hinauszulängen, auf den er sich gelagert hatte. Da nahm er, von des Abends holder Stille begeistert, seine Flöte, und ergoß die selige Stimmung seines Herzens in einem schmelzenden Hirtenliede. Allgemach waren seine Laute verklungen und er selbst versank in süße Gedanken, als ihm mit einem Mahle vom nahen Walde her Amaliens klägliches Angstgeschrey zu Ohren tönte, und ihn um Hülfe zu flehen schien.

Wie ein Blitz stürzte er mit seinem Freund dem Walde zu, und sah auch alsobald in der Ferne die zarte Gräfinn in den Händen eines Vermummten, der sie gewaltthätig mit sich fortzuziehen strebte. Sich selbst nicht Schnelle genug zutrauend, heßte er sogleich seinen Begleiter an. In wenig Augenblicken war dieser an der Stelle, und riß den eilfertigen Frevler mit gewaltigem Gebisse zurück, während auch Heinrich mit einem tüchtigen Baumaste bewaffnet herbeysprang, Amalien befreyte und den Räuber mit fürchterlicher Drohung gegen das Schloß vor sich hertrieb, das die Gerettete indessen mit schnellen Schritten erreicht hatte. Jener aber, auf seine Rettung bedacht, ermangelte nicht, sich Weg zu bahnen; er stieß Heinrichen mit Gewalt zurück, und suchte zu entspringen; aber Freund erfaßte ihn bald mit scharfen Zähnen und hielt ihn so fest, daß er nicht haarbrett weichen konnte. Bald war nun vom Schlosse her erwünschte Hülfe angelangt. Der verwegene Mädchenräuber wurde gebunden und auf des Grafen Schloß gebracht. Kaum erblickte der Graf den Retter seiner geliebten Tochter, so wand er sich aus ihren Armen und umfing ihn mit aller Innigkeit seines Herzens. „O sey mir gesegnet,“ rief er, „du Retter meines Kindes! Du magst es wissen, wie viel und welch ein kostbares Kleinod du meinem Vaterherzen wieder gibst; ich weiß wahrlich nicht, wie ich deine That vergelten soll. — Du aber Niederträchtiger,“ so rief er nun den verummten Räuber an — „sage: wer bist du? herab mit der Maske, die deine schwarze Seele verhüllt, auf daß wir dein schamloses Antlitz schauen!“ Heinrich säumte nicht, demselben die Larve herabzureißen, und siehe da, mit Erstaunen sahen alle den Freyherrn von F — vor sich stehen. Stumm wie eine Bildsäule starrte der Verachtete bald den Grafen, bald den Boden an, und ward bleich bis an die Ohren. — „Dieß, mein Herr Vargn,“ sagte nun der Graf, „hätte ich nie erwartet. Nun kenne ich Ihre Eigenschaften, und will dafür sorgen, daß auch Andere sie kennen.“ Dann rief er seiner Dienerschaft zu: „Führt ihn hinweg, und sperrt ihn ins grüne Zimmer!“ — „Ey,“ versetzte der Unverschämte mit bitterem Stolz, „ich will hoffen, man werde wissen, was meinem Stande gebührt.“ — „Nein!“ entgegnete der erzürnte Graf, „sowohl in meinen, als in des Fürsten und jedes Vernünftigen Augen ist ein ehrloser Mann Ihres Standes weit verächtlicher als der ärmste und letzte Bauerknecht.“ Der Entlarvte wurde sogleich hinweggeführt, und bald nachher auf des Fürsten Geboth unnachsichtlich gerichtet.

Während dieses Vorfalles war ein blutiger Krieg ausgebrochen, und ehe noch zwey Monathe vergingen, hatte der Feind rasche Vorschritte gewonnen. Den Grafen hielten seine Würden in der Hauptstadt. Heinrich beschäftigte sich daselbst mit dem Studium der Kriegswissenschaften so ernst und glücklich, daß er beynabe alle seine Lehrer übertraf.

Einſt an einem ſpäten Herbitabende hörte er in einer Seitengaffe ein Geſchrey. Schnell eilte er mit ſeinem Freuud dahin und ſah ein artiges Mädchen, das ſich eben voll Angst und Verwirrung gegen Zudringlichkeiten eines Offiziers zu wehren ſuchte. Heinrich, obgleich unbewaffnet, ſprach den beſäbelten Helden muthig an, und fragte ihn, mit welchem Rechte er ſich erlaubte, das unſchuldige Mädchen zu beleidigen? — Sehr barsch verſetzte jener: „Mit demſelben, womit Sie mich fragen.“ — Darauf ſagte Heinrich ſehr ernſt: „Ich rathe Ihnen Ihre Unverſchämtheit zu mäſſigen.“ „Mir befehlt Niemand,“ antwortete der rauhe Haudegen, „ich thue, was mir beliebt.“ „Nein wahrlich nicht!“ entgegnete Heinrich mit entſchiedenem Ernſt, „ich nehme die Unſchuldige in meinen Schutz,“ und ſogleich nahm er das zitternde Mädchen an der Hand und führte es hinweg. — „Poß Hagel und Kanonen!“ rief nun der Offizier, und fuhr mit gezücktem Säbel auf Heinrich los. Aber auch Freuud ſäumte nicht ſich ins Mittel zu legen. Grimmig ſprang er an jenem hinauf, und erſchnappte ihn ſo unſanft an der Rechten, daß er ſogleich den Säbel fallen ließ, und ſich genöthigt fand, ſein Vorhaben aufzugeben. Bald war Freuud wieder hinter ſeinem Herrn, welcher das Mädchen in ihre Wohnung begleitete, und alſobald wieder ſeines Weges ging.

Der Feind war indessen weit vorgeückt, hatte mehrere Treffen gewonnen, und nahte ſich ſchon den Thoren der Hauptſtadt. Der Fürſt ſah ſich nothgedrungen mit einigen ſeiner Baſallen, unter welchen ſich auch Graf M — e befand, zu flüchten. Dieſer redete kurz vor ſeiner Abreiſe Heinrichen alſo an: „Meiner Pflicht zu Folge darf ich meinen Fürſten nicht verlaſſen. Da ich nun von hinnen ziehen muß, ſo rathe ich dir, zu meiner Schweſter zu gehen, zu der ich, wie du weißt, bereits meine Tochter geſchickt habe. Wähle dir das Beſte von meinen Pferden, nimm meinen treuen Diener Johann mit, und laſſe dir's zur Noth an dieſer Kleinigkeit genügen, da du ohne hin unterwegs überall Unterkunft finden wirſt.“ Indem er dieſes ſagte, überreichte er ihm einen Beutel mit dreyhundert Goldſtücken.

Heinrich beſtimmte gleich den nächſten Morgen zu ſeiner Abreiſe, und verſah ſich mit allem, was er dazu bedurfte. Er nahm für ſich und ſeinen Begleiter zwey Paar Piſtolen und zwey Damaszenerſäbel aus der Waffenkammer, piß ſeinem Freuud, dem treuen Hunde, ſpornte ſeinen Reuner, und ſprengte mit Johann zum Stadthore hinaus.

Nachdem er gegen ſechs Meilen zurückgelegt hatte, kam er an einem dichten Wald, wo er eine fürſtliche Reiſekutſche erblickte, deren Geſpann in der Nähe derſelben weidete. Voll Verwunderung über dieſen Anblick hielt er ein wenig inne, ritt aber ſodann ſehr aufmerkſam zur Kutſche hin. Kaum verſah er ſich's, ſo ſprengten zehen feindliche Reiter mit einem Offizier blißſchnell aus dem Dickicht hervor, hieben mörderiſch auf die Kutſche ein, und ſtreckten mehrere von deren Gefolge, welche ſich gleichwohl mit Baumäſten zu vertheidigen und ihre Herrſchaft zu ſchützen ſtrebten, todt zur Erde nieder. Heinrich hekte ſogleich ſeinen muthigen Freuud, der ſich in derley Fällen bereits beſtens erprobt hatte, auf die Feinde los, und dieſer that auch alſobald das Seinige. Grimmig ſprang er unter die Pferde der Reiter, und biß und zerzte ſie ſo gewaltig an den Füßen und Mäulern, daß ſie ſehen und unauf-

haltfam aus einander sprangen, die Reiter abwarfen, oder mit ihnen auf und davon sprengten; nur der Anführer derselben blieb mit dreien in der Nähe der Kutsche zurück. Auf diese hieb nun Heinrich und sein Gefährte Johann, der alte wackere Kriegskumpan, mit kalter Entschlossenheit los. Zwey schossen sie gleich mit ihren Pistolen nieder, die andern trafen sie mit ihren Säbeln. Gewaltige Streiche führte zwar der Offizier nach Heinrichs Haupte, aber der wohlgeübte Arm desselben parirte sie alle glücklich aus, und streckte endlich seinen Gegner mit einem heftigen Hiebe todt zu Boden. Alsobald sprang er auch seinem tapfern Johann bey, welcher bereits im heißen Kampfe ermattet war, und stürzte den letzten Gegner leblos vom Pferde. Nachdem er seinen Hund, der indessen die verschreckten Pferde noch immer verfolgte, zurückgerufen hatte, trat er an die Kutsche hin, um die Geretteten näher zu betrachten. Da sah er eine überaus schöne, aber tief bestürzte Jungfrau neben einer in Ohnmacht versunkenen Dame sitzen, und erkannte alsobald, daß es Katharine, die einzige Tochter und Erbin des Landesfürsten war, die er gerettet. Todtenblaß vor Schrecken saß sie da; aber kaum hatte sie die schöne Gestalt ihres Retters erblickt, so umzog eine sanfte Röthe ihre Wangen, und auch der Jüngling fühlte bey ihrem Anblicke sich so innig ergriffen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Nach einigen Sekunden erhobte sich die Prinzessin und redete ihn also an: „Herr, Sie sind der Retter meines Lebens — wie kann ich je, wie kann mein Vater, Ihnen diese That vergelten?“ — „Erhabene Fürstin!“ entgegnete Heinrich, „ich that weiter nichts, als meine Pflicht, und das süße Gefühl Eurer Hoheit gedient zu haben, ist der höchste Lohn, der mir je werden könnte. Doch der Augenblick ist dringend; die Vorsicht rath uns, diesen Ort zu meiden. Wohin gedenken Eure Hoheit sich zu begeben?“ — Da erzählte ihm die Fürstin, wie sie im Drange der Flucht ihre Begleitschaft verloren, in der Verwirrung in den Wald gerathen waren, und sich genöthigt sahen, ihre schwer ermatteten Pferde ausspannen und weiden zu lassen. Sie beseufzte ferner ihre armen Diener, die der Feind ermordet habe, klagte ihm, daß sie von ihres theuern Vaters Aufenthalt nichts wüßte, und schloß mit den Worten: „Nun will ich mich ganz auf meinen Befreyer verlassen und beschwöre Sie in meines Vaters Nahmen, mich auch noch ferner beschützen und auf sichere Wege führen zu wollen.“ Da band Heinrich die Pferde von den Bäumen los, spannte sie mit Johanns Hülfe an den Wagen, befahl jenem zu kutschieren, und ritt aufmerksam hart neben der Kutsche hin. Durch die Bewegung erwachte auch die Begleiterinn der Prinzessin von ihrer Ohnmacht, und wunderte sich höchlich, sich sammt der jungen Fürstin außer Feindeshand und gesund und heil zu sehen. Auch der unbekannte Kutscher befremdete sie, noch mehr aber der schöne Begleiter, auf welchem die Augen der Prinzessin mit offenbarem Wohlgefallen zu verweilen schienen.

Unterwegs wurde wenig gesprochen; aber desto mehr waren ihre Gedanken beschäftigt. Heinrich, in dessen Busen der Anblick der Fürstin den ersten Funken der Liebe geweckt hatte, suchte sein Gefühl mit Macht zu unterdrücken, indem er im Geiste den großen Abstand seiner Herkunft von der Geburt und Würde Katharinens maß. „Dieser,“ sagte er zu sich selbst, „wartet ein Thron; dich aber kann nur eine arbeitsame Hand beglücken.“

Nicht weniger hatte auch die zarte Fürstentochter mit sich zu kämpfen. Mit aller Anstrengung suchte sie des Jünglings Bild, das, ungeachtet der Kürze ihrer Bekanntschaft mit ihm, sehr tief in ihr Herz gedrungen war, aus ihrer Seele wegzubannen, und übersah dabey die Ungleichheit ihrer Beyder keineswegs; allein Liebe kennt keinen Unterschied des Ranges, sie ist über jedes Gesetz stolzen Eigenwillens erhaben. Je stärker sie deren Regung zu bekämpfen, auch selbst jeden Gedanken aus ihrer Seele zu scheuchen sich bestrebte, desto tiefer drang Amors Pfeil ihr ins Innerste des Herzens ein.

Als es Nacht wurde, nahm eine friedliche Köhlerhütte die unbekanntenen Reisenden auf. Da äußerte Heinrich gegen seine hohe Schutzempfohlne die Meinung, es wäre rathsam sich zu des Grafen M — e Schwester zu begeben, und dort das Ende des Krieges abzuwarten. Dieser Rath fand Genehmigung, und Heinrich beauftragte sogleich den Sohn des Köhlers, daß er sie den nächsten Weg zur Straße führte, welche nach M — e ginge. Nach zwey Tagen waren sie über der Grenze, und sandten ihre Begleiter zurück, und freuten sich allgemein, ihrem Ziele immer mehr und mehr zu nahen, als sie in einem Markte die ungünstige Nachricht vernahmen, der Graf M — e sey mit seinem ganzen Hausgefolge nach Wälschland abgereist. Indessen sie aber in dieser großen Verlegenheit eben auf Rath sannen, kam ein sehr schönes Mädchen auf Heinrichen, der nachdenkend vor dem Wagen der Fürstinn stand, zugeeilt, fiel ihm zu Füßen, und redete mit ungemeiner Innigkeit des Herzens ihn also an: „Heil dir, mein einziger, unvergeßlicher Wohlthäter! Heil mir selbst, daß ich dich wieder sehe! Wie groß ist der Dank, den ich dir schuldig bin! Mein Retter! mein Befreyer! mein Beschützer! — O komm zu meinen lieben Ältern! nur wenige Schritte von hier ist ihre Wohnung, komm, auf daß auch sie meinen Erlöser umarmen!“ — Heinrich erkannte bald das unschuldige Mädchen, das er einst von der entehrenden Umarmung eines Offiziers befreyt, und versprach ihre Ältern besuchen zu wollen. Während aber das Mädchen mit ihrer frohen Botschaft nach Hause eilte, trat er zur Kutsche hin und erzählte der Prinzessin, welche tief in Gedanken zu versinken schien, die Geschichte seiner Bekanntschaft mit der jungen Fremden, und machte derselben zugleich den Vorschlag, ohne Anstand im Hause der Ältern des Mädchens unter einem erborgten Nahmen einzusprechen. — Die Prinzessin war es zufrieden und versprach ihm sich für seine Schwester ausgeben und ihn in allem, was er noch ferner rieth, begünstigen zu wollen. — Die Gesellschaftsdame rümpfte über diese Bereitwilligkeit der Fürstentochter ihre Nase beträchtlich, doch ließ sie darob kein Wort verlauten. Sehr bald kam das Mädchen mit ihren Ältern herbey. Diese traten Heinrichen mit Freudenthränen entgegen, umarmten ihn und bathen den Himmel um Gelegenheit, sich ihm dankbar und erkenntlich zu erweisen. — Da antwortete Heinrich sehr froh: „Reichlich, ihr lieben Leute, würdet ihr meinem geringen Verdienste lohnen, wenn ihr meiner Schwester und mir auf einige Zeit Wohnung in euerem Hause geben wolltet.“ „O herzlich gerne,“ riefen alle zugleich und eilten zur Kutsche hin und küßten sowohl der Prinzessin als auch deren etwas zimperlichen Gesellschaftsdame freudig die Hände. — Die Wangen der schönen Fürstinn bethauten Thränen der zärtlichsten Theilnahme an der Herzlichkeit jener guten Menschen, die Gräfinn runzelte die stolze Stirne, aber alsobald

folgten sie den gutmüthigen Landleuten in ihr Haus, und sahen sich so wohl empfangen und bewirthe, als sie es irgend hätten wünschen können.

(Der Schluß folgt.)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

Wo der Henker sein Amt verrichten sollte, muß der Humorist schweigen. Somit erzählte ich folgende Thatsache nur historisch, kann mich jedoch dabei der Bemerkung nicht enthalten, daß jegliche Sittenverderbnis, wenn ihr eine absolute Gemüthlosigkeit zur Seite steht, leicht den Charakter von wahrer Verruchtheit annehmen kann. Der Wechselagent Beaumont hatte schon seit mehreren Jahren mit der Frau des Wechselagenten Manüel ein unerlaubtes Einverständnis unterhalten, ohne daß von letzterem andere Einwendungen, als Streit und Zank mit der Frau, gegen dieses Verhältniß gemacht worden waren. Endlich hatte er seinem Nebenbuhler gänzlich Platz gemacht und war auf Reisen gegangen. Sey es, daß durch die Abwesenheit seine Liebe von neuem erwacht, oder seine Rachsucht entflammt worden war, er kehrt nach Paris zurück und trifft auf der Börse mit Beaumont zusammen. Beide zanken, schlagen und fordern sich. Am folgenden Morgen stürzt Manüel, von der Kugel seines Gegners getroffen, im Boulogner Holze todt zu Boden und läßt Beaumont seinen Fluch, nämlich seine Frau, zurück. Beide Wechselagenten, sagt man, sollen Millionäre seyn.

— Der Pachtkontrakt, welchen die große Oper mit den Eigenthümern des Theaters Favart abgeschlossen hat, läuft Ostern ab. Da der Bau des neuen Operntheaters wahrscheinlich erst zu Anfange des künftigen Septembers vollendet seyn wird, so steht zu erwarten, daß, sollte sich nicht noch ein neuer Vergleich mit den Eigenthümern des besagten Theaters treffen lassen, Paris während der sechs Sommermonathe ohne große Oper seyn wird. Man spricht (ob im Ernste, kann ich nicht sagen) von einem neuen Vorhange, den dieses Theater bekommen soll, der Plan desselben zeigt von dem Luxus, zu dem sich die Künste in einem Lande erheben können, wo sie nicht mit nebelnder Phantastie, sondern mit vernünftiger Realität getrieben werden. Es ist nämlich von nichts geringerm die Rede, als dem neuen großen Operntheater einen Spiegel-Vorhang zu geben. Die einzelnen Theile desselben würden aus den Soffitten, aus den beyden Seitenwänden und aus dem Boden hervorspringen und sich in der Mitte zusammenfügen. Damit dieser Vorhang zugleich als Rettungsmittel gegen Feuergefahr gebraucht werden könne, schlägt man vor, ihn mit Eisenblech (tôle) zu füttern. Die Kosten dürften sich, versichert man, nicht gar zu hoch belaufen, da die Regierung ihre eigene Spiegelglasfabrik zu Sevres hat. Zur Beschönigung dieses im eigentlichen Verstande blendeuden Plans führt man die großen Ersparungen an, welche sich aus der schon längst im Werke seyenden Abschaffung der sichtbaren Theaterverwandlungen *) ergeben würden, die man wagen dürfte, sobald sich dem Publikum in dem neuen Vorhange ein Ersatz dafür anbiethen liesse. Ich weiß nicht, aus welchem Kopfe die erste Idee zu diesem Plane hervorgegangen ist; nur so viel scheint mir ausgemacht, daß der Mann eben so künstlerisch, als moralisch erfinderisch seyn muß. Denn wem fällt hier nicht das Terenzische: *Tanquam in speculum, in vitas omnium suadeo et sumere exemplum sibi*, ein? Und wo würde man das Leben der Pariser großen Welt besser studieren können, als eben in diesem Spiegelvorhange, durch welchen die Logen des cintre, die

*) Es scheint im Auslande noch nicht genuasam bekannt zu seyn, daß alle und jede Verwandlungen auf dem großen Operntheater, selbst die schwersten und verwickeltsten, wie z. B. die Hölle in den Danaiden, der Zauberpallast in Armide, der Olump im Urtheil des Paris u. s. w., Angesichts des Publikums und ohne daß dabei auf der Bühne selbst irgend eine menschliche oder sächliche Vermittlung sichtbar erscheint, gemacht werden. Man begreift, wie kostbar diese Verwandlungen nicht allein seyn, sondern auch wie sehr sie die Erfindung der Dichter und des Maskinisten beschränken müssen. Nichts desto weniger gewährt die blitzschnelle Bewerkstelligung derselben dem Auge ein großes Vergnügen, welches freylich durch das Geräusch, welches die Gewichte und die Fallklappen machen, sehr geschwälert wird.

Gitterlogen, die Beignoirs, ja selbst der tiefste Grund der Seitenlogen dem Publikum sichtbar werden würden? Ferner: Im Rücken hat bis jetzt noch niemand Augen gehabt; man denke sich aber den besagten Vorhang an Ort und Stelle, und der Ehemann wird sehen, ob die Ehefrau hinterrücks dem Hausfreunde die bonbonnière oder die Hand reicht, die Ehefrau, ob die Kousine den Mund oder das Ohr herhält, wann ihr der Ehemann eine satyrische Bemerkung über die Nachbarinn zuzistern will, die femme galante, ob der reiche God damn, der hinter ihr sitzt, ihren schönen Hals anstarrt, oder auf den Fingern saugt, jedermann endlich wird sehen, ob der Sauner die Hände in seine eigenen, oder in fremde Taschen steckt. Und nun frage ich, wird die große Oper mit ihrem Spiegelvorhange nicht eine wirkliche Schule der Erfahrung werden?

— Ihr Charlatane aus allen zwey und dreyßig Himmelsgegenden. kommt nach Paris, wenn ihr euch in eurer Kunst vervollkommen wollt! Da paradirt seit einigen Tagen an allen Straßenecken ein, mit vortreflich ausgeführten, illuminirten Bignetten gezielter Anschlagzetteln, der einen Phönix zum Wapen und die Worte: Poudre martiale, zum Titel führt. Zu welchem Gebrauche, glauben meine Leser, daß dieses (Eisenpulver *) erfunden worden ist? Etwa, um, wie die Congrevischen Kacketen, oder wie ein zweytes griechisches Feuer, zur Vertilgung der Feinde benzutragen? Nein, nicht um den Kopf, sondern nur um den Bart, will der Erfinder die Menschen bringen; mit einem Worte, die poudre martiale soll dazu dienen, die Rasiermesser scharf zu machen. Dieß ist vielleicht die zwanzigste Erfindung, welche seit Jahr und Tag zu dem besagten Zwecke gemacht worden ist; aber keine hat sich auf eine so schreyende Weise (nämlich durch den blutroth gefiederten Phönix) angekündigt.

— Der Roman des Marquis d'Arincourt, le Solitaire, dessen ich bereits in meinen vorigen Skizzen Erwähnung gethan habe, hat nicht allein in der großen West Glück gemacht, sondern ist auch, wie es heißt, von sieben verschiedenen Dichtern für sieben hiesige Theater dramatisch bearbeitet worden. Außerdem erscheint so eben in Madrid eine spanische Übersetzung von dem Einsamen, aus dem bereits ein Melodrama in derselben Sprache angefertigt worden ist. Wahrscheinlich werden nun auch die andern europäischen Übersetzungen nicht auf sich warten lassen.

— Es ergeben sich Zeichen am französischen poetischen Himmel, welche auf einen baldigen Umsturz der Boileau-; Vatteurschen Dinge schließen lassen; (Shakespeare **) und Schiller erscheinen zu gleicher Zeit in ganz vollständigen, wörtlichen prosaischen Übersetzungen. Bey ersterer liegt eine ältere, recht gut gelungene Übertragung zum Grunde, welche von Guizot nachgesehen, verbessert und vervollständigt worden ist; Schiller ist hingegen von dem Hrn. v. Barante ganz neu übersetzt worden. Der erste Band, von letzterem, welcher so eben erschienen ist, enthält die drey Wallenstein. Keiner der beyden Übersetzer hat auf ästhetisch; künstlerische Klässicität Anspruch gemacht; ihr einziges Bestreben ist dahin gegangen, den Nutzen, der aus der bloßen Verständlichkeit der beyden Schriftsteller für ihre Nation hervorgehen kann, in's Auge zu fassen. Somit haben sie eine elegante, höchst lesbare und durchaus wörtliche prosaische Übersetzung geliefert, und daran, meines Bedünkens, sehr wohl gethan.

— Die Gebrüder Bohrer haben vor ihrer Abreise nach Deutschland, wohin sie jetzt, heißt es, bereits auf dem Wege sind, auf dem Theater Favart (wo jetzt die große Oper spielt) ein Konzert gegeben. Das Bewußtseyn, welches diese Künstler von ihrem

*) Martial ist ein Kunstausdruck der Chemie und Pharmaceutik, und bedeutet, daß sich unter den Bestandtheilen irgend einer Masse auch Eisen befindet.

**) Daß Hr. v. Guizot Shakespeare statt Shakespear schreibt, zeigt bey ihm eben so vielen literarisch; philologischen Leichtsinne an, als bey vielen deutschen Schriftstellern, welche denselben Fehler machen. Die Engländer schreiben ohne Ausnahme Shakespeare, wenigstens habe ich in keinem einzigen Autor dieser Nation Shakespeare gefunden. Der Name ist unstreitig von to shake (schütteln) und von spear (Speer) herzuleiten, würde also ungefähr Schwingenspeer zu übersetzen seyn. Diese Etymologie gehört mir an, auch weiß ich nicht, welche Meinung die englischen Literatoren über die Abstammung und Rechtschreibung des besagten Namens haben.

Werthe zu haben scheinen, ist achtbar, weil es sie vor den wahrhaft unverschämten Betrieben schützt, welche hier von ausländischen Künstlern angewendet werden, um sich bey feilen Journalisten ein eben so übertriebenes, als unwissendes Lob zu erkauften. Die Selbstschätzung der Gebrüder Bohrer würde doppelte Achtung verdienen, wenn diese Künstler dadurch eines gewissen ungeziemenden Dünkels überhoben würden, der um so mehr auffallen muß, als sie schon viele Jahre unter Franzosen, den erklärten Feinden aller Süffisance, gelebt haben. Was seit langer Zeit weder ein ausländischer noch ein hiesiger Künstler gewagt hat, dessen sind diese Künstler fähig gewesen; sie haben in keinem Winkelsaale, sondern auf dem Operntheater, und zwar ohne die Füße der Tänzer zu Hülfe zu nehmen, auf ihre eigene Rechnung Konzert gegeben, und das Wagstück ist gelungen. Über ihre Leistungen muß ich ein ernstes, und, dünkt mich, höchst nöthiges Wort aussprechen. Ich rechne es mir zum Verdienste an, daß ich bereits vor sechs Jahren, also zu einer Zeit, wo dieser beyden Künstler öffentlich in Deutschland fast noch von niemanden gedacht worden war, auf den jüngern Bohrer, als auf den ersten aller jetzigen und vormahligen Cellisten, aufmerksam gemacht habe; in der That war es schon damahls unmöglich, eine höhere mechanische Ausbildung, ein tiefergründender Stadium des Effekts und eine ruhigere Beherrschung aller intellektuellen und materiellen Hülfsmittel zu erdenken: Genie, in der weitesten Bedeutung des Wortes, sprach sich in dem Künstler aus. Wie aber hat sich das Künstlerthum desselben jetzt gestaltet? Die hohe Genialität ist ihm geblieben, dagegen kränket seine Exekution an jener unkräftigen, saftlosen, faden Süßlichkeit, an jener kindisch-witzigen Stückwerkerey, welche, mit Verzichtleistung auf jegliche kräftige Aktivität, sich nur in einer eunuchenartigen Passivität gefällt und, statt dem Kunsttriebe aus überströmendem Kraftgefühl und auf dem natürlichen Wege zu fröhnen, einer Unmännlichkeit auf so widerige Art unterthan ist, daß alle Energie, alles Grandiose, mit einem Worte, aller wahre Ton aus dem Vortrage verschwinden, um einer unwürdigen Fischeleyen Platz zu machen, in welcher man nichts unterscheidet, als narrentheidige Seiltänzerstückchen, fähig, großen und kleinen Kindern ein Gegenstand der Neugierde zu werden, die aber allen wahrhaft gebildeten Männern im höchsten Grade zum Ekel gereichen müssen. Die gänzliche Verbildung, welcher sich der Künstler hingegeben, hat auch auf seine äußere Persönlichkeit den nachtheiligsten Einfluß gehabt. An die Stelle des edlen, ernstlichen und graziösen Anstandes, welchen jeder öffentlich auftretende Künstler zu erlangen streben sollte, hat sich der jüngere Bohrer einer gewissen burschifosen, widrig freundlichen, närrisch-lächelnden Zudringlichkeit an das Publikum hingegeben; unaufhörlich liebäugelnd mit sich selbst, mit seinem Talente und mit dem Publikum, das er ordentlich zum Applaus herauszufordern scheint, gleicht er, indem er das zwischen den krumm gehaltenen Beinen eingeklemmte Cello mit weit überliegendem Körper und auf eine höchst ungraziöse Weise streicht, dem Hanswurst in der Puppenbude, der, in einem Dorfschulmeister verkleidet, den unartigen Kohnäschen von hinten zu mit dem Pritschholze Fleiß und Sitte einzuprägen beflissen ist. Besonders unästhetisch sehen und hören sich die Bogenhiebe an, welche er dann und wann mit weit auswärts gekrümmten Ellenbogen auf die tiefen Seiten thut und dabey mit dem Arme im Zickzack die Luft zerhackt, und aus welchen Töne entstehen, wie sie etwa eine zerrissene Kesselpauke von sich geben würde. So viel von dem Cellisten Bohrer. Der Geiger hat sich seit einigen Jahren gebessert; aber sein Spiel, obgleich ziemlich nett, entbehrt aller Farbe, alles Charakters; es ist weder warm noch kalt. Die phantasteartigen Duette ohne Begleitung, welche beyde Brüder dießmahl vorgetragen haben, und wovon das erste Variationen über ein französisches Lied, das zweyte aber Rück Erinnerungen an die Schweiz hießen, waren Muster von Zerstückelung, von Fischeleyen und Geschmacklosigkeit; ein ärgeres Notenhachs ist mir selbst in Paris noch nicht vorgekommen. Von wahrer musikalischer Komposition (der nämlich, welche der Noten-Komposition entgegengesetzt ist) scheinen die beyden Brüder überhaupt keine Idee zu haben. Da diese Künstler in den musikalischen Theil von Deutschland, nämlich in den Süden desselben, reisen, so werden die dortigen Musikkennner (wovon ich die Dilettanten jedoch aus-

schließe) abzunchmen im Stande seyn, ob sich in diesem Urtheile gerechte Würdigung, oder vorgefasste Parteylichkeit ausspricht.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor. Hr. Moltke, großherzogl. weimarscher Kammerfänger, trat am 3. d. zum ersten Mahl als Gast in der Rolle des Laminio auf.

Die Stimme an sich hat Kraft und Umfang, wird ohne Zwang, aus freyer Brust genommen, das Falset ist angenehm, obwohl schwach, und der Übergang leicht. Diese Eigenschaften verlieren aber viel von ihrem Werth, durch einen Hauptfehler, die Gewohnheit durch die Nase zu singen. Diesem gesellt sich ein anderer Fehler bey, der nicht geringer ist, die aller guten Methode widerstrebende Manier, fast jeden Ton durch eine eigne Bewegung des Mundes hervor zu bringen; diesem bemühen sich die Augen in gleicher Richtung zu folgen, doch nicht mit derselben Biegsamkeit, so daß die Zuhörer genöthigt sind, den ihrigen die Theilnahme an dem harmonischen Genuß zu versagen, wenn sie anders bey einer ernsthaften Arie die erforderliche Stimmung behalten wollen. Der Vortrag nun, der für diese Mängel einen bedeutenden Ersatz gewähren könnte, ist ganz vernachlässigt oder vielmehr verbildet, ein Mittelding zwischen ungleichartigem Gesang und unrichtiger Deklamation.

In der Arie zeichnete sich der Sänger durch manche gelungene Stelle, besonders die einfache Haltung des Ganzen aus, die Höhe war rein, doch jene vorhin bemerkten fremdartigen Tonbildungen ließen sich gleich Anfangs hören und brachten auch manche Störung des Eindrucks hervor. Dennoch läßt sich dieser Theil zu dem Besten rechnen, was in den bisher gegebenen vier Gastrollen geleistet wurde. Die Darstellung war nicht nur sehr unbedeutend, sondern mit unnatürlichen und ganz zweckwidrigen Aktionen überladen, die weder dem Schauspieler noch dem Sänger Vortheil bringen können. Das Recitativ wurde sehr ungleich vorgetragen, und litt hauptsächlich durch den Kontrast allzu stark und allzu schwach betonter Perioden, die in raschen Übergängen wechselten, wozu oft eine ganz widersprechende Bewegung kam, indem Manches schnell ausgesprochen wurde, was Nachdruck erforderte, und so umgekehrt. Das Solo: „Holde Blöte 2c.“ wurde wieder sehr angenehm gesungen. Das Publikum erkannte überall das Bessere, und zeigte dem Gast seine Willfährigkeit, ihn aufzumuntern.

Zum zweyten Mahl auf dieser Bühne erschien Hr. Moltke als Belmonte.

Die erste Arie gelang durch die Leichtigkeit, mit welcher die höheren Chorden ange schlagen wurden, die Schwäche in der Ausdauer des Tons war aber auffallend. Man konnte es hier nicht gerade für Mangel an richtiger Berechnung des Athems halten, was der Sänger in andern Fällen häufig zu erkennen gibt. Die zweyte Arie verdiente durch Rundung des Vortrags und größten Theils angemessenen Ausdruck den erhaltenen Beyfall. Desto mangelhafter wurde die dritte ausgeführt, indem sowohl Gesang als Spiel eine Übertreibung zeigten, die nirgend weniger an ihrem Platz seyn konnte. Durch dieses Mißlingen verdarb sich der Gastfänger Manches in der Folge. Das Duett wurde mit Feuer von beyden Theilen vorgetragen.

Mlle. Fröhlich trat zum zweyten Mahl, und zwar als engagirtes Mitglied, in dem Part der Konstanze auf. Sie sang mit weit größerem Muth als früher, und die Kraft ihrer Stimme wirkte freyer; aber der Ton hatte oft zu viele Schärfe, und ungeachtet der merklichen Anstrengung entwickelten sich doch nicht alle Passagen rein und deutlich. Die zweyte Arie ging schon das erste Mahl besser und trug auch an diesem Abend den Preis davon. Was die Sängerin an Unbefangenheit gewonnen hatte, äußerte sich vorzüglich im Duett des dritten Akts, wo sie durchgreifend mitwirkte.

Die Parthie des Osmin wird vom Hrn. Siebert ungemein gut gesungen.

Die dritte Rolle des Hrn. Moltke war Joseph in Mehul's Oper.

Der erste Theil der Arie verdiente ausgezeichnet zu werden. Der zweyte stand im Vortrag bedeutend nach, weil die Deklamation auf Kosten des Gesanges zu sehr her-

vortrat. Durch die Gewohnheit zu flakkiren, wurde die Verbindung oft gestört, und dieser Fall tritt bey dem Sängern häufig ein. Die Romanze sprach noch weniger an, eben weil der Ungleichheiten zu viele waren, und die Deutlichkeit durch fehlerhafte Schattirungen verloren ging. Hr. Moltke pflegt manchen Satz zu stark hervor zu heben, andere Stellen wieder ganz fallen zu lassen; zuweilen stößt er etwas grell hervor, und geht dann plötzlich in ein so unverhältnismäßiges Piano über, daß es nicht mehr Gehör heißen kann, weil man keinen Ton hört, sondern nur die Beweglichkeit der Lippen sieht. So sang er im zweyten Akt vor Jakobs Bett so leise, daß dieser wirklich nicht gestört werden konnte, die wachen Zuschauer aber mußten ihren Theil einbüßen. Die Darstellung wollte sich auch hier zu viel geltend machen, und dem Besten mangelt immer nicht nur alle Wahrheit, sondern auch das theatralische Geschick. Um sich jener einiger Maßen nur zu nähern, müßte Hr. Moltke weniger spielen und noch weniger spielen wollen. Diese dritte Gastrolle wurde mit geringerer Theilnahme, als die vorhergehenden, aufgenommen.

Hr. Moltke trat bald zum vierten Mal als Rodrigo im Othello auf.

Das erste Duett mit Iago (Hrn. Rosenfeld) wurde ohne Beyfall gesungen. Es fehlte durchgehends an Energie und lebendigem Ausdruck, und da die Unterstützung ebenfalls zu schwach war, so mußte nothwendig das Ganze wirkungslos vorübergehen. In den Ensemble's trug Hr. Moltke einige Solo recht angenehm vor, und würde auch in der Arie des zweyten Akts unstreitig mehr gewonnen haben, wenn er sich den Schluß nicht selbst verdorben hätte, wie dieß nur allzu oft geschieht, weil er gegen Ende das Maß des Ausdrucks in Gesang und Spiel so gern zu überschreiten pflegt. Außerdem begegnete ihm der Unfall, daß sein Hut nicht sitzen wollte und er oft genöthigt war, darnach zu greifen. So etwas wirkt im Gesang auf eine besonders nachtheilige Weise. Überhaupt aber ist dieser Part für einen Sänger nicht sehr vortheilhaft, der in den früheren Leistungen seinen Kredit noch nicht genug begründet hat, und zu größeren Anforderungen berechtigt. Wir haben den Gast nun, so viel nöthig ist, gehört, um mit ziemlicher Gewisheit sagen zu können, daß er bey dieser, der wahren Kunst und dem guten Geschmack fremden Methode des Gesanges, auf dem Hofoperne Theater niemals zu einiger Bedeutung gelangen würde.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jezt folgende Gewächse:

Buddleia salviifolia. Salbenblättrige Buddleie. Vom Kap.

Azalea viscosa. Klebrige Azalea. Aus Virginien.

Cestrum macrophyllum. Großblättriger Hammerstrauch. Von den Antillen.

Euphorbia Tithymaloides. Saftige Wolfsmilch. Vom wärmeren Amerika.

Helicteris jamaicensis. Westindischer Schraubenbaum. Am Meeresstrande. Von Jamaica.

Jatropha napaeifolia. Zerschligtblättrige Brechnuß. Von den Antillen.

Pentstemon campanulata. Glockenförmiger Bartfaden. Aus Mexiko.

Salvia mexicana. Mexikanische Salbey. An feuchten Stellen in Mexiko.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.